

## Der Passwang

Autor(en): Fritz Baur  
Quelle: Basler Jahrbuch  
Jahr: 1903

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/448c2b4b-8f9d-4f3f-a0fb-3aff460d1212>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

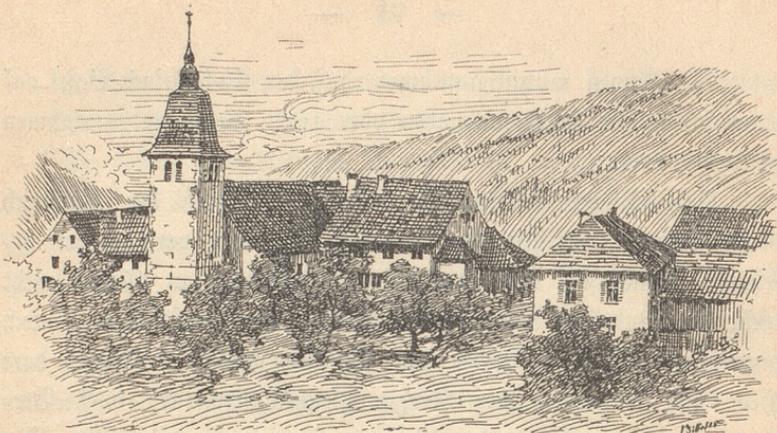
### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



## Der Baswang.

Von Dr. Fritz Vaur.



Der Baswang, ein von Westen nach Osten sich lange hin-streckender Berggrücken im Südwesten von Basel, gehört zu den höchsten von dieser Stadt aus in einem Tage ohne Schwierigkeit erreichbaren Punkten im Jura. Seine Aussicht, wenn auch nicht so ausgedehnt und so reich an Abwechslung wie die des Weißenstein oder des Chasseral, umfaßt doch einen Umkreis von vielen Stunden und wird von drei Gebirgen begrenzt, den Vogesen und dem Schwarzwald im Norden, den Alpen im Süden. Seine Besteigung geht für Basler am leichtesten vor sich von Grellingen an der Jurabahn oder von Oberdorf an der Wallenburger Bahn aus.

Benützt man den einen dieser Wege zum Auf-, den andern zum Niedersteigen, so ist ein Tag bequem ausgefüllt und die heiße Mittagzeit bringt man in lustiger Höhe zu. Die Eisenbahnen

erleichtern die Ausführung dieses Ausflugs durch Ausgabe von Rundreise-Fahrtarten Basel=Wallenburg und Grellingen=Basel oder umgekehrt zu billigen Preisen. Weiteres über die zahlreichen möglichen Besteigungen des Berges zu sagen, ist hier nicht der Ort. Dafür muß der Leser auf Führer und auf Reisehandbücher verwiesen werden.

Es wird sich wiederholt auf den nachfolgenden Seiten Gelegenheit bieten, von der landschaftlichen Schönheit des Berges und seiner Umgebung zu sprechen. Aber auch die Geschichte kommt nicht zu kurz, und für die Freunde und Kenner des Volkslebens bieten sich an seinen Abhängen viel Anknüpfungen zu lehrreichen und angenehmen Beobachtungen.

Nach Süden fällt der Paßwang steil ab gegen das solothurnische Mümliswil, ein Dorf, das sein gut jurassisches Gepräge auch darin bekundet, daß es neben der Landwirtschaft Industrie betreibt, und zwar Bearbeitung von Horn, Knochen und Cellulose zu Kämmen, Lurusartikeln und dergl. Mümliswil mit seinen 1818 zumeist katholischen Einwohnern liegt in einem tiefen Kessel, der seine Wasser nach Süden der Dünnern und der Aare zusendet. Wild steigen Felswände und Zacken, man möchte sagen unmittelbar aus dem Talboden auf. Wilderen Anblick gewährt nur das nach Westen streichende Guldental. Allein wer eindringt in diese dünn bewohnte Talschaft, der findet bei jedem Schritte, den er weiter nach der Höhe tut, gründlicher zerfallene Höfe, kahlere Kapellen, wildere Felsromantik. Unmittelbar im Norden von Mümliswil steigen die Wände des Paßwang kahl und bleich aus spärlichem Wald auf. Im Osten führt ein Sträßchen hinüber nach Langenbruck. Der Helfenberg, die Wanne und die andern von Westen nach Osten ziehenden Juraketten zeichnen sich hier als schroff aufsteigende Spitzen vom Himmel ab, so daß nach dieser Seite der obere Rand des Kessels einen gleich einer Säge ausgezählten Umriss zeigt.

Die seltsamste Ueberraschung spart das Tal, wenn man, der Landstraße folgend, sich südwärts wendet. Wenige Schritte außerhalb des Dorfes treten von links her gewaltige, senkrecht abfallende Felswände bis unmittelbar an die Straße heran. Es ist die Färisberger Fluh, der westliche Abfall des Wannenberges. Wer diese Fluh besuchen will, was am bequemsten von der Beretenhöhe aus zwischen Mümliswil und Langenbruck geschieht, der muß schwindelfrei sein. Auch für den Schwindelfreien ist es immerhin ein seltsames Gefühl, seine Mitmenschen 300 Meter unter sich in strenger Horizontalprojektion dahin krabbeln zu sehen! Der Färisbergfluh entspricht auf der anderen Seite der Straße eine ähnliche Felswand. Ähnliches ist überall da der Fall, wo das Wasser durch eine der langgestreckten Turaketten sich quer hindurch gearbeitet hat. Wir bezeichnen solche Stellen als Klusen. Noch einmal öffnet sich südlich von dieser Klus das Tälchen. Auf beiden Seiten treten die Felsen beinahe im Halbkreis auseinander. Es bildet sich ein großartiger natürlicher Cirkus von gewaltigsten Mäßen. Die Straße strebt dem Punkte zu, wo die beiden Wände sich zu berühren, den Weg zu verammeln scheinen. An dieser Stelle hat Menschenkunst den Reizen der Natur sich beigegeben. Da thronen unmittelbar über der Straße auf der links, also im Osten aufragenden Klippe, die noch im Verfall staltlichen Reste des einstigen Raubnestes Neu-Falkenstein.

Das Schloß mit seinem stolzen Turm und den noch heute trotzig drein schauenden Mauern diente von 1417 bis zu seiner Zerstörung 1798 als solothurnischer Landvogteisitz. Vorher hatten sich verschiedene Familien, so lang man das Schloß zu verfolgen vermag, um den Besitz gestritten. Die Falkensteiner selber indessen befanden sich nicht unter den Bewerbern. Sie stammen von Alt-Falkenstein bei Göszen. Einmal hat die Feste auch bei uns in Basel viel von sich reden gemacht, vor mehr als 500 Jahren, im Jahr 1374. Damals geschah von Basel aus ein Heerzug wider das

den Wechburgern zuständige Falkenstein. Denn einige vornehme Buschflepper hatten von dem Schloß aus baslerischen Kaufleuten ihre Güter, darunter acht Zentner Safran genommen, etliche Personen gefangen und auf die Festung gesetzt. Dafür nahmen die Basler und der Graf von Kyburg, ihr Verbündeter, Rache, indem sie Falkenstein belagerten und bezwangen. Die Herren, die an der Räuberei die schwerste Schuld trugen, wurden gefangen, die Diener vor dem Schloß enthauptet. Aber ihren Safran und die andern Waren erhielten die Basler doch nicht zurück. — Von Neu-Falkenstein führt die Straße hinaus nach den Städtchen Balsthal, dann durch eine zweite ruinengeschmückte Klus in die offene Ebene der Aare, zu dem Dorf Densingen am Fuße der Wechburg.

Wir aber kehren zurück hinter die Ruine Falkenstein, nicht ohne im Vorbeigehen dem reizenden Bild unsere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, das das Schloß vom Süden bietet mit den in seinem Schutze sich erhebenden Bauernhäuschen, der Kapelle und der Schenke. Der vorhin erwähnte große Felscircus zwischen der zerfallenen Burg und dem Dorfe Mümliswil ist in seiner Einsamkeit ein unheimlicher Ort. Die Lobisey nennen ihn die Einwohner und verlegen dahin eine greuliche Sage von einem geizigen Bauer, der aus Habsucht einen Besucher ermordete. Wie er lange Jahre nachher die Reste des Ermordeten durch Zufall wieder entdeckt, ergreift ihn Verzweiflung, und in derselben Nacht haucht er, von schrecklichen Gewissensbissen gepeinigt, seine Seele aus. Noch viele Jahre nachher hat man in der Lobisey nächtlicherweile das Seufzen und Aechzen des unschuldigen Ermordeten vernommen, der keine Ruhe finden konnte. Doch tat dieser Geist niemandem nichts zu leide. Anders der Schatten des Mörders. Unstät die Schluchten der Lobisey durchirrend, gräßliche Töne ausstoßend, Feind jedes menschlichen Wesens, faßte er manchmal sturmwindartig den harmlosen Wanderer. Er umflatterte die Stätte seines einstigen Semihauses

und streckte die schönsten Kinder. Oft trafen in Gestalt feuriger Kugeln die beiden Schemen zusammen und ein Kampf entspann sich, daß weitem die Funken sprühten. Nichts nützte alles Beschwören und Bannen der Väter Kapuziner. Mit dem Einrücken der Franzosen erst nahm der Spuk ein Ende. Das Lobijey-Gut wechselte vielfach den Besitzer. Jetzt ist das Wohnhaus verschwunden. Die Matten haben einige Mümliswiler unter sich geteilt. Der Lobijey-Teufel erscheint nicht mehr.

Von Mümliswil führt ein Sträßchen, von dem später noch die Rede sein wird, hinüber nach den nordjurassischen Theilen des Kantons Solothurn. Seine Paßhöhe, genau 1000 Meter, ist nicht mehr weit entfernt von der mit einem Signal versehenen Spitze des Paßwangberges. Das ist der eigentliche Aussichtspunkt. Im Süden erblickt man tief zu Füßen das Dorf Mümliswil, die Felsen des Farisbergs, die Ruine Falkenstein; und darüber hinaus, zwischen den Ausläufern des Weißensteins und der Roggenfluh schweift der Blick weithin über die Ebene. In buntem Wechsel reihen Feld und Wald, Flur und Hofstätte, Dorf und Wiese sich aneinander. Damit auch das Wasser nicht fehle, glizert fern aus dem Südosten der Spiegel des Sempachersees herüber. Dann steigt das Land langsam an zu den Vorbergen der Alpen. Wir erkennen den Rigi, den Pilatus, den Niesen. Dahinter endlich schließen das herrliche Bild in ununterbrochenem Reigen die Schneehäupter der Alpen, stolz zum dunkelblauen Himmel sich emporreckend. Freilich, selten stellt das ganze Gemälde sich ohne Ausnahme gleich deutlich dar. Wenn die Ebene sich bis in alle Einzelheiten klar zeigt, so lagert oft der Dunst auf den Bergen und umgekehrt. Am meisten Wahrscheinlichkeit, eine ungetrübte Aussicht auf die Berge und in die Ebene zu gewähren, bietet ein klarer Sommer- oder Herbstabend. Für die Alpen empfiehlt sich am meisten der Winter. Nur bedeckt dann in der Regel dichter Narenebel das ebene Land. Dafür

brandet aber an die Jurawälle das Nebelmeer, und das ist ein Schauspiel so eigener Art, daß man ihm viel mehr Bewunderer wünschen möchte, als es in der Regel hat.

Seltener lagert der Nebel auf der nördlichen Hälfte der Paßwang-Aussicht. Wenn auch oft unmittelbar auf dem Rhein, bis über Säckingen hinauf erkennbar, dichte Dünste liegen, so ist doch die übrige Landschaft meist vollkommen frei und glänzt in goldigem Sonnenlicht. Hier ist es weniger die Großartigkeit und der Blick über eine scheinbar unermessliche Ebene, was uns Baslern den Paßwang so lieb macht. Vielmehr dürfte es der Umstand sein, daß was sich da unten ausbreitet, im engsten Sinn unsere Heimat ist. Da liegt er, der Winkel zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen. In seiner Mitte, am stolzen Bogen des Stromes, reckt die Vaterstadt den Wald ihrer Türme empor. Der Blauenberg und der Gempfenstollen, Schauenburgerfluh und Liestaler Aussichtsturm, Siffacherfluh, Farnsburg, Schafmatt und alles, was drin eingeschlossen ist — was frommt eine trockene Aufzählung? Das ist die Gegend, wo fast jeder Baum zu uns spricht und deren Reize man nicht durch trockene Berggliederung anziehender macht; da ist Heimerde!

Eine besondere Erörterung würde die Aussicht in die Jura-berge nach Westen verdienen. Wie da die Hohe Winde im edeln Schwung ihrer Spitze von den Genossen sich abhebt, wie bei günstiger Witterung genau über ihr Signal hin man das Alpdörfchen Raimex gewahrt, wie noch weiter, etwas nach links verschoben, der Mont Moron aufsteigt, der sich dann anschließt an die Hasenmatt — ich breche ab, um nicht zu ausführlich zu werden über diesen Rundblick. Nur so viel mag noch erwähnt werden, daß darüber ein brauchbares Panorama von Winterlin vorliegt, von dem Nachbildungen auch im Buchhandel erschienen sind.

Von der Spitze in südwestlicher Richtung niedersteigend, gelangt man nach einem Weg von etwa einem Kilometer zu einem

in silberglänzende Schindeln gekleideten Berghof, dem Obern Paßwang. Das Haus steht in solothurnischem Besitz und auf dem Boden des Kantons Solothurn, wird aber seit langen Jahren von Baselpieter Lehenleuten bewohnt. Die Leute betreiben vor allem Landwirtschaft, Viehzucht und Käseerei. Doch nehmen sie gern auch Wanderer auf, die mit der bescheidenen auf solcher Höhe (1100 m ü. M.) zur Verfügung stehenden Verpflegung zufrieden sind. Der Obere Paßwang gehört nach dem Urteil eidgenössischer und kantonaler Sachverständiger zu den bestgehaltenen Sennhöfen des Solothurner Jura.

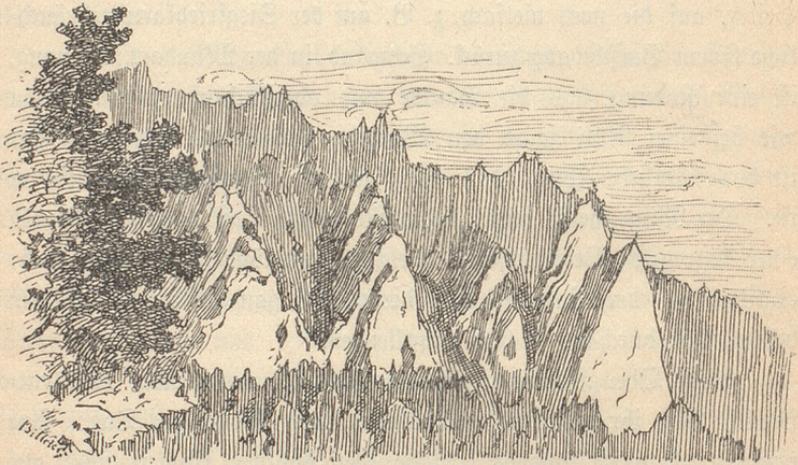
Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Sennen unserer Westschweizer Berge neben dem Unterhalt des eigenen Viehs noch mit einer schwunghaften, um es so auszudrücken, Kostgeberei für fremde Gustiware, d. h. für Kinder aus dem Tal sich befassen. Von weit her, z. B. vielfach auch aus dem Elsaß, übersommern die Bauern ihre halb ausgewachsenen Stierlein und Kühe auf den Weiden des Jura. In dem herben subalpinen Klima werden die Tiere abgehärtet und leistungsfähiger als bei der Stallfütterung der Ebene. Dazu kommt die sachverständige Pflege der erfahrenen jurassischen Bergsennen. Der Viehbesitzer entrichtet für das Haupt und auf den Tag dem Weidinhaber ein gewisses Kostgeld. Damit aber nicht dieser, der während des größten Theils des Sommers unbeaufsichtigt und selbständig über der Herde schaltet, seine Pflegelinge hungern läßt und das schöne Geld einstreicht, ist eine eigentümliche Einrichtung getroffen: es wird den Kindern der Brustumfang gemessen und nach Ablauf der Sömmerung bezieht der Senne für jeden Zoll, um den ein Tier zugenommen hat, einen gewissen zum voraus festgesetzten Betrag.

Das Berggut des Obern Paßwang steht umgeben zunächst von einer wohlgepflegten Fläche Kulturland. Der größte Teil trägt Wiese; ein Stück pflegt mit Hafer angejäet zu werden; an

einer sonnigen Halde gedeihen Kartoffeln. Durch Scheiterzäune und Mäuerchen, die leider auch hier oben dem heimtückischen Stachel- draht zu weichen beginnen, ist das angebaute Land von Wald und Weide getrennt. Der Name des Berges scheint anzudeuten, daß nicht überall, wo heute Weidestrecken liegen, solche von jeher sich dehnten. Denn er ist nicht, wie wir seinerzeit noch in der Schule gelehrt wurden, eine Wand — nach solothurnischer Aussprache Wang —, über die ein Paß führt. Vielmehr geht er höchst wahr- scheinlich, nach freundlicher Mitteilung unseres Dialektforschers Adolf Seiler, auf die noch vielfach, z. B. auf der Siegfriedkarte gebräuch- liche Form Barschwang zurück. Schwand, in der Mundart Schwang, ist eine Rodung, wo die Bäume nur oberflächlich entfernt, nicht wie bei einer Rüti samt den Wurzeln ausgereutet wurden. Bar ist das nämliche Wort, das von bar=fuß, bar=haupt her bekannt ist. Der Name heißt somit kahle Rodung. Daß von dem Namen einer begrenzten Vertikalität — welcher, das können wir nicht mehr ermitteln — der Paß und von diesem der ganze Berg den Namen bekam, hat durchaus nichts auffallendes.

Vom Ober=Paßwang ist die Paßhöhe nicht mehr weit ent- fernt. Von ihr führt das Sträßchen nach Westen zu Tal. Auf eine Strecke weit läuft es beinahe eben dahin. Unweit steht auf dem Wiesenplan, von prächtigen Schattenbäumen umgeben, das Hofgut des Mittlern Paßwang. Da wo ein Nebenweg zu dem rechts sichtbaren Untern Paßwang abzweigt, wohl dem stattlichsten der drei Berggüter, betritt bei einem kunstlosen Viehgatter das Sträßchen den Wald. Bald kommen links die Felsen so nahe heran, daß auf dieser Seite kein Baum mehr Wurzel schlagen kann. Das sind merkwürdige Gebilde, die hier aus wüstem Schutt und Geröll an Stelle der Bäume turmhoch emporragen, einige senkrecht aufsteigende spitze Klippen in der Form regelmäßiger gleichschenkliger Dreiecke. Glatt fallen sie nach der Nordseite ab, als wären sie künstlich

poliert. Im Winter haftet an diesen Wänden keine Schneeflocke. Die imposanteste, die am weitesten nach Westen gelegene, trägt wenige Meter über ihrem Fuß einen Absatz, auf dem spärliche Grasbüschel wachsen und — man wundert sich, woher sie die Nahrung ziehe — eine schlanke, kräftige Föhre gedeiht. Besonders scharfe Augen wollen an der Spitze des Felsens eine Inschrift entdeckt haben. Die Sage erzählt von einem fabelhaft reichen Paßwagbauern, der seinem Vieh die Hörner vergoldete und ihm silberne Schellen anhängte. Der hat auch die oberste Spitze dieser Fluh



mit Gold überkleiden lassen. Oft saß er auf der Paßhöhe und schleuderte die harten Taler weit gegen Mümliswil und Ramiswil in die Tiefe. In der That gelang es ihm, mit seinem Reichthum fertig zu werden. Er starb im Glend. Die Läuse fraßen ihn bei lebendigem Leib.

Etwas unterhalb dieser spitzen Flöhe standen am 2. März 1798 einige Solothurner mit einem Geschütz. Sie waren vor einer Abtheilung eindringender Franzosen durch das ganze Weinwilertal langsam bis in die Nähe der Paßhöhe zurückgewichen. Etwa zwei Kilometer weiter unten, beim sogenannten Schildgatter, hatten die

welschen Eindringlinge sich gesetzt, an der Stelle, wo jetzt am Weg gegenüber einem Scheuerlein eine kleine halb verfallene Kapelle steht. Hier wurde mit dem Raub aus dem Tal abgekocht. Da schlägt plötzlich mitten in das französische Lager eine erste solothurnische Kugel. Mehrere Franzosen werden getötet. Die andern suchen sich auf eiliger Flucht talauswärts zu retten. Doch wurden bei Dürrenast und bei Neuhäuslein noch einige der Flüchtigen von den Kugeln der Solothurner getroffen.

Der Pafswangweg hier auf der Westseite des Berges folgt in seinem obersten Teil nicht dem rinnenden Wasser. Von den Glatten Flügen und vom Untern Pafswanghof sieht man in beträchtlicher Tiefe einige Güter liegen, die Schilthöfe, deren Ablauf durch eine rauhe, beschwerliche Felsenschlucht, das Kessiloch, ins Bogental fließt. Die Straße aber bleibt in der Höhe und wendet sich links nach einem andern Tälchen. In der Nähe des stattlichen Hofes Ober-Buchen gewinnt man einen freien Blick bis zur Hohen Winde hinüber und in all die vielgestaltigen Berge und Thäler, die auf der hier sichtbaren Nordostseite von ihr niederfließen, über die behäbigen Bauergüter an den Halben und auf die mit Wieswuchs, Frucht und Kartoffeln wohlbestandenen Fluren. All dies war früher Klosterland. Es gehörte dem Kloster Beinwil, eine gute Stunde weiter vorn im Tal, das noch jetzt in seiner Bauart an die einstige Bestimmung erinnert. Heute sind aus den Zellen der Brüder Pfarr- und Schulhaus geworden, und die ehemalige Klosterkirche dient als Gemeindefirche. Die Gründung des dem heiligen Vincenz und allen Heiligen geweihten Klosters geht bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück. Später aber verlor sich der Konvent, und mit der Zeit mußte ein Mönch besonders nach Beinwil gesetzt werden, nur damit wenigstens jemand da sei, um für das geistige Wohl der Talbewohner zu sorgen. Im Jahr 1642, als das Kloster wieder hergestellt war, kehrten Abt und Konvent

dem Tal den Rücken und gründeten in milderer Lage Mariastein. Noch heute besucht man nicht ohne Rührung den hölzernen Kreuzgang und die bescheidenen Gelasse der Mönche, und man bewundert, auf der Terrasse des Gärtleins stehend, auch in dieser anspruchslosen Anlage den sichern Blick für landschaftliche Schönheit, den geistliche Bauherren immer bewährt haben.

Lange vor dem Kloster jedoch trifft der vom Paßwang niedersteigende Wanderer auf das stattlich im Schatten weitästiger Linden ruhende Neuhäuslein, ein empfehlenswertes Gasthaus. Der erste Teil des Namens schon deutet an, daß es nicht auf ein sehr großes Alter zurückblickt. In der That diente ursprünglich als Herberge für die Paßfahrer, als der Weg noch nicht seine jetzige Richtung verfolgte, ein Haus an der Stelle des unfern liegenden Hofes Dürrenast. Dieser Name schon ist eine Erinnerung an die einstige Bestimmung des Hauses. Ein aufgesteckter Ast bezeichnete früher die Herbergen. Im Juli 1598 geschah etwas unterhalb von Dürrenast ein Erdrußsch, der mehrere Wohnungen begrub. Der Sage nach soll man damals während zehn Tagen einen Hahn unter dem Boden krähen gehört haben. Der Bergrußsch staute das Wasser und es bildete sich ein See, der sowohl in das Tal von Dürrenast als in den untern Teil des von einem weit bedeutendern Wasserlauf durchflossenen Bogenthals hinein reichte. Der Verkehr war gänzlich unterbrochen. Die Bewohner der umliegenden Höfe hatten dem Wasser einen Abfluß zu graben. Doch wurde dadurch der See nicht beseitigt. Vielmehr blieb er bis zur Neuanlegung der Straße im Jahre 1730 berühmt wegen seiner vortrefflichen Forellen. Die neue Straße lief mitten durch den bisherigen See auf einem 30 Fuß hohen Damm. Da man den Durchlaß für das Bogentalwasser zu wenig tief angelegt hat, treten nach jedem starken Regenguß oberhalb des Dammes gegen das Bogental hin Ueberschwemmungen ein. Noch heute heißt in Erinnerung an den frü-

hern Zustand die Wiese, die von diesen Ueberschwemmungen bedroht ist, der Weiher. Die Straßenauffüllung nennen die Landbewohner wegen ihrer Gestalt die Schanze, die kleinen Häuschen oberhalb, die seinerzeit als Arbeiterwohnungen sollen errichtet worden sein, kennt man als die Schanzenhäuser.

Im Jahr 1730, dem die jetzige Straße ihre Entstehung verdankt, wurde das alte Neuhäuslein gebaut; die Verkleinerungsform, die auf das jetzige Gasthaus nicht paßt, hatte ihre Berechtigung für diesen bescheidenen Bau, den die Scheune hoch überragt. Noch heute erinnern gewisse Zierformen an Türfüllungen und Decken an die Rokokozeit, der dieses Gebäude entstammt. Der gleichen Zeit dürfte eine gußeiserne Ofenplatte mit dem Wappen des Dauphins, der Kette des Heiliggeist-Ordens und kriegerischen Emblemen angehören, die lange Zeit in der Waschküche des spätern Hauses den Feuerherd deckte. Hundert Jahre lang genügte das kleine Gebäude und es wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darin auch gebadet.

Dann wurde in den 1830er Jahren, wie es damals an manchen Orten des Jura geschah, im untern Bogenthal eine Glashütte angelegt, oder eine in der Nähe stehende erweitert, oder die Reste einer solchen, die früher in der Gegend schon bestanden hatte, verlegt und wieder betriebsfähig gemacht. Wenigstens sagt Bruckner vom Bogenthal: „Vor Jahren war hier eine Glashütte, welche abgegangen ist.“ Genug, ehe man wußte, was für Geschäfte man mit der neuen Einrichtung machen werde, legte man in der Nähe als Wohnung für die Beamten und zur vermehrten Zechgelegenheit für die Arbeiter das große neue Neuhäuslein an. Leider zeigte sich bald, daß die Unternehmer sich verrechnet hatten. Die Glashütte ließ man zerfallen; ihre Ruine dient jetzt als Armenhaus. Das Neuhäuslein mußten die Bürger übernehmen. Ihr Pächter hat das Anwesen später an sich gebracht und durch geschickte Käufe

abzurunden verstanden. Jetzt dient die ausgedehnte Landwirtschaft der Gastwirtschaft, und das von den Gästen eingehende bare Geld dem Bauernwesen. Bei diesem Verhältnis stellen sich alle Beteiligten gut und nicht zuletzt die, die im Neuhäuslein Einkehr halten.

Hier, wo das Bogenthal, das selbst wieder verschiedene Nebentäler aufnimmt, in das Tal von Ober-Beinwil einmündet, liegt der wirtschaftliche Mittelpunkt einer weitläufigen und aus Berg und Tal, Abhang und Ebene mannigfaltig zusammengesetzten Gegend. Nirgends finden sich hier zusammenhängende dorfsartige Ansiedelungen. Die vielen Einzelhöfe dienen um so mehr zur Belebung des Landschaftsbildes. Sie alle haben ihren naturgemäßen Schwerpunkt beim Neuhäuslein. Bis hierher fährt denn auch täglich die Post. In der Nähe haben wir die Postablage und den Kramladen, ferner die Käjerei, wo aus allen Höfen der Umgegend zweimal des Tages die Milch hingefahren und verwogen wird; sie ging bis vor kurzer Zeit auch aus diesen Bergen an den Basler Konsumverein. Hier kehren alle Hausierer und Landfahrer an. So herrscht in oder vor der Herberge immer ein gewisser Verkehr und es ist bei dem lebhaften Anteil, den man auf dem Land an den Vorgängen der Straße zu nehmen pflegt, dafür geforgt, daß die Bewohner stets kurzweilige Unterhaltung finden.

Im rechten Nebental des Bogentals stehen zwei Bauernhöfe, eine Viertel- und eine halbe Stunde vom Neuhäuslein entfernt, der Vorderer und der Hintere Birtis. Von ihnen verdient der letztere, daß man kurz bei ihm verweile. Denn es lassen sich an ihn einige gerade für Basel nicht wertlose Erinnerungen anknüpfen. Der verstorbene solothurnische Staatschreiber F. J. Amiet hat sie gesammelt in einem zu Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts im Sonntagsblatt des Berner „Bund“ erschienenen Aufsatz, dem ich die meisten der sich auf den Birtis beziehenden Angaben entnehme. Hier hinten im Birtis saßen um die Mitte des

16. Jahrhunderts einige niederländische Junker, die den Hof dem damaligen Eigentümer, Marx Saner, abgekauft hatten. Noch steht an dem Türsturz des Haupteingangs auf einem Spruchband in spätgotischen Ziffern die Fahrzahl des Hauskaufs 1556; im nämlichen Jahr dürfte das Haus einem Umbau unterzogen worden sein. Die niederländischen Herren lebten hier in dem stillen Suratal in angenehmem Umgang mit dem später bekannt gewordenen Solothurner Patrizier Junker Hans Jakob von Staal und mit den beiden Verwaltern des verfallenden Klosters, von denen der eine, Sträler, ein gebildeter Humanist war, und u. a. zu Glarean Beziehungen unterhielt. Im Jahre 1563 finden sich die letzten Anzeichen von der Anwesenheit der Holländer im Virtis.

Sie hinterließen aber unerwartete Spuren in dem bis dahin streng katholischen Land. Schon 1558 war ein Weinwiler der Hexerei verdächtig befunden worden; im Jahre 1571 bekannte sich eine Sterbende als Täuferin. Die niederländischen Insassen des Virtis waren Wiedertäufer gewesen, Anhänger des David Joris in Basel, und hatten sich nach dessen Tod 1556 hieher gezogen. Ganz unbekannt war es wenigstens in Basel nicht, daß hier im Byrthus solche Leute wohnten. Auch auf baslerischem Boden hatten in diesem Gebiet die von der juristischen Sippe, die überhaupt ihr Geld gern in Landgütern anlegten, festen Fuß gefaßt. „In dem Jahre 1500 und etliche 50,“ so lesen wir bei Bruckner, „besaß Herr Sebastian Doppenstein, Landvogt auf Waldenburg, die Ullm- und Hundsmatt, welche er dem in unseren Kirchengeschichten bekannten Junker Hans von Bruck oder David Geörgen und dessen Ehefrau Dieterica Sumnken verkauft hat.“ Mag die Solothurner Regierung um die Irrlehren der Virtisbewohner gewußt haben oder nicht, sie legte den Leuten keine Steine in den Weg. Aber fest haftete deren Hexerei in der Gegend. Noch 1595 ward Beat Saner zur Buchen vom Vogt von Falkenstein gefangen gesetzt, weil er „sich an

die verdampfte theuffersche Sekt ergäben.“ Ja sogar 1629, mehr als sechszig Jahre nach dem Verschwinden des letzten Holländers, finden wir die damals den Birtis bewohnenden Leute der Ketzerei verdächtig, nachdem 1627 der damalige Administrator von Beinwil den Georg Secker, „den unrüwigen Tropfen Jörg im Birtis“ hatte schelten müssen, weil er sich mißbilligend über den neuen Kammerberein geäußert hatte. Jetzt sollte er ketzerische Bücher besitzen. In der That wurden solche bei einer Haussuchung gefunden. Doch erfährt man nichts von Bestrafung, möglicherweise weil die unmittelbar nachher ausgebrochene Pest alles Interesse für sich in Anspruch nahm.

Der hintere Birtis sieht noch jetzt nicht aus wie die anderen Höfe der Gegend. Er trägt mehr das Gepräge eines Herrschaftsitzes. Die Wetterfahne von Schmiedeisen auf dem Giebel, die steinernen Fenster- und Türpfeiler, die gewaltigen Verhältnisse des Daches lassen den Bau von weitem auffallen. Tritt man näher, so erkennt man den Schopf neben dem Wohnhaus als ehemalige Kapelle. Im Innern zeigt sie verblichene Malereien, wie es scheint aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Kapelle selbst wurde 1670 von dem damaligen Besitzer des Hofes, Johann Jakob Aregger, gestiftet.

Ganz in der Nähe des hintern Birtis gewähren zwei weiße Felswände, nahe zusammentretend, für ein schmales Wässerlein Durchlaß. Ein nicht leicht gangbarer Pfad führt hier gleichfalls ins Dickicht und über gefallene Baumstämme und schlüpfrige Felsplatten hinan, bis man in halber Höhe der Wand in einer Nische das etwa halb lebensgroße Bild eines heiligen Pilgers gewahrt, den ein Totengerippe an der Hand geleitet. Frische Gaben beweisen, daß das Bild noch heute Verehrung genießt. Nach der Ueberlieferung soll dieses Standbild gestiftet sein von dem reichen, kinderlosen Besitzer des Landes Glarus, den der heilige Fridolin vom Tod erweckte, damit er selbst bezeuge, er habe seine Hinterlassenschaft dem Heiligen versprochen. Dieses Wunder war wünsch-

bar geworden, weil der Bruder des Verstorbenen die Erbschaft für sich beanspruchte. Tatsächlich stammt das Bild erst aus den 1680er Jahren. Als Stifter nennt sich auf einer nur noch mit Mühe und zum Teil lesbaren Inschrift Johannes Repler, der um eben jene Zeit den Birtis und auch einen der Buchenhöfe besaß. An dem Ort aber in halber Höhe der Fluh, wo jetzt der heilige Fridolin steht, befand sich seit Jahrhunderten ein Grenzstein. Hier stießen die Gebiete von Beinwil und von Munningen zusammen. Daß gerade dem heiligen Fridolin hier ein Bild gestiftet wurde, darf nicht Wunder nehmen. Wird er doch im Jura vielfach verehrt. Das Bild hat diesem ganzen Felswinkel den Namen gegeben. Man nennt diesen Ort den Friedlisbrunnen.

Der Hof Bogental liegt im unteren Teil des Tales, das unmittelbar nördlich von der Paßwangspitze ansteigt. Seine Geschichte gehört im Gegensatz zu der seines Nachbarn des Birtis gänzlich der Neuzeit an. Hier wohnte bis vor etwa einem Jahrzehnt einer unserer Basler Mitbürger, ein alter reicher Sonderling, der das ganze Bauernwesen prächtig im Stand hielt und daneben in seiner Art Wohltätigkeit übte. Sein Tod erfolgte in Basel, wo er seine Tage zu beschließen gedacht, aber noch nicht regelrecht Niederlassung genommen hatte. Es erhob sich zwischen Baselstadt und -Land, denn Bogental gehört zur basellandschaftlichen Gemeinde Lauwil, ein Streit um die, weil keine direkten Erben da waren, sehr ansehnliche Erbschaftssteuer. Das Bundesgericht entschied zu Gunsten von Baselland. Das Gut kam samt dem beträchtlichen Umschwung in den Besitz einer Holzhändlerfirma. Jahraus jahrein fahren jetzt die schwerbeladenen Holzwagen durch das Beinwil talauswärts. Ein namhafter Teil des zu Basel in Küche und Ofen gebrauchten Holzes und mancher Balken zu Bauzwecken kommt hier aus dem Bogental. Der Reichtum der teils von Anfang an zum Gut gehörigen, teils erst in neuerer Zeit dazu

erworbenen Wälder erscheint beinahe nicht zu erschöpfen. Einzig was an gefallenem Holze daliegt, würde auf Jahre hinaus genügen, um viele Haushaltungen vor allen Feuerungsorgen zu schützen. Zwar steht hier nicht der prächtige Hochwald voll schlanker Bäume, wie etwa im Schwarzwald; wie man es im Jura gewohnt ist, wächst da viel Niederholz, ab und zu eine mächtig aufragende Buche, und über die nach Norden abfallenden Berglehnen hat ein meist aus Tannen bestehender Forst seinen dunkeln Mantel gebreitet.

Wenig nördlich vom Bogental und damit durch ein fahrbares Sträßchen verbunden, liegt der dem Basler Bürgerhospital gehörende Hof Ulmatt an sonniger Halde, vielleicht das schönste Berggut des Baseljbiets. Doch wir kommen damit von dem Thema ab, das uns zur Pflicht macht, uns vom Pafswang nicht allzu weit zu entfernen.



Der Bau der Straße von Mümliswil ins Beinwilertal, die in diesen Blättern wiederholt erwähnt wurde, verdient eine etwas eingehendere Erörterung. Denn er ist ein bezeichnender Vorfall aus der Zeit der alten Eidgenossenschaft und beweist in seinen konkreten Zügen besser als es lange Abstraktionen vermöchten, in was für einem Verhältnis gelegentlich die getreuen lieben Eidgenossen der alten Zeit zu einander standen. Solothurn hatte sich längst im Norden der Hauptketten des Jura festgesetzt. Alle seine Gebietserweiterung im Norden des Gebirges gingen auf Kosten Basels, denn es waren ausnahmslos Besitzungen, auf die unsere Rheinstadt rechtlich oder moralisch begründete Ansprüche erhob. Es ist schon die Vermutung geäußert worden, hinter diesem Treiben habe Bern gestanden in dem Sinne, daß es Solothurn *carte blanche* für Erweiterungen nördlich vom Jura gab unter der Bedingung, daß dieses Berns Ausdehnungspolitik an den Ufern der Aare und bis zum Leman nicht störe.

Sei dem wie ihm wolle. Der Kanton Solothurn bestand und besteht aus zwei durch den hohen Jurawall scharf getrennten Theilen. Es mußte hüben und drüben vom Berg stets das starke Bedürfnis nach einer raschen, bequemen Verbindung bestehen. Die Natur bietet eine solche nicht. Der direkteste Uebergang führt von Solothurn das Gäu hinab bis Densingen, durch die Ahus hinein nach Balsthal und Mümliswil und von da streng nordwärts hinauf zum Sattel der Wasserfalle, tausend Meter über Meer. Eine Kapelle im rauhen Bergwald bezeichnet die Paßhöhe. Ueber die Ursache ihres Baues erfährt man, daß es sich um einen Hostienraub in solothurnischen Landen in den 1650er Jahren handelt. Die Diebe, die später dem Galgen und Rad verfielen, warfen auf ihrer Flucht die Hostien auf der Wasserfalle fort. Passanten entdeckten sie, und sie wurden in einer hochfeierlichen, mehrtägigen, kirchlich-weltlichen Solennität wieder an Ort und Stelle zurückgebracht.

Dieser Paß über die Wasserfalle ist überaus beschwerlich, zur Winterszeit auf weite Strecken hin mit einer starken Eiskruste überzogen und ungangbar. Auch entsprach er den Bedürfnissen Solothurns nicht, weil er auf Basler Gebiet, Reigoldswil, mündet. Die eigentliche Verbindung, der Handels- und Militärweg, schon zur Römerzeit eine Heerstraße, führt mit weitem Umweg nach Osten und zu einem großen Teil auf Basler Gebiet von Balsthal über Waldburg und Diestal nach Basel: der Obere Hauenstein. Von hier geht's dann erst noch mehrere Stunden weit birsaufwärts bis in die nordjurassischen Ländereien Solothurns, hauptsächlich ehemalige Rotbergische und Thiersteinische Besitzungen. So blieb, wenn man baslerisches Gebiet umgehen wollte, einzig der Uebergang von Mümliswil an den Paßwanghöfen vorüber nach der Talschaft Beinwil. Zwar wenn man durch das ganze Tal hinunterging bis in die Ebene von Laufen, so ließ fremdes Gebiet

sich auch nicht umgehen. Es war fürstbischöflich baslerischer Boden auswärts vom Schloß Thierstein. Aber mit dem geistlichen Herrn vertrug sich in der Regel die katholische Stadt sehr gut. Und überdies konnte das Bistum zur Not umgangen werden auf leidlichen Wegen, die Erschwil mit Meltingen oder Bülserach mit Nunningen verbanden. Das waren wohl die Pfade gewesen, auf denen 1499 die Solothurner Knaben von der Margarethenkilbe zum Entsatze Hugi's nach Dornach geeilt waren; hier hatte man auch zur Zeit des Galgenkriegs 1531 gearbeitet, um für Geschütz fahrbare Verbindungen herzustellen, als man aus naheliegenden Gründen wünschen mußte, Basler Boden zu umgehen.

Aber für den einträglichen Verkehr, für Handel und für Warentransporte konnte von einer anderen Verbindung zwischen Basel und Solothurn nicht die Rede sein, als über den Oberen Hauenstein. Diese Straße, obwohl auch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein nichts weniger als bequem fahrbar — sie wurde 1738 bis 1760 schlecht genug korrigiert — war der Kanal, der die ganze Westschweiz mit den über Basel eingeführten Erzeugnissen Deutschlands und Frankreichs versorgte. Es kamen da von unentbehrlichen Nahrungsmitteln in Betracht Frucht und Wein aus dem Elsaß und Salz aus Lothringen. Basel hatte als Stapelplatz an dem Fuhrwesen und an allem, was drum und dran hing, einen beträchtlichen Gewinn. Daß die Konsumenten, die auch dies in letzter Linie bezahlen mußten, ihn gerne unbezahlt gelassen hätten, wird man ihnen verzeihen.

Am 31. Januar 1729 berichtete der solothurnische Salzdirektor Junker Rudolf dem Räte seines hohen Standes, wasmaßen das Basler Zollamt von jedem nach Solothurn bestimmten durchführenden Salzsäßli sechs Bagen Zoll abfordere. Ein Gleiches sei gegen Bern geschehen. Hier aber habe es nur der Einsprache des Schultheißen von Erlach bedurft, und der Zoll sei auf drei Bagen gemildert worden. Auch Solothurn habe durch seine Spediteure

Gebrüder Müller reklamieren lassen, es sei aber das Glück dem hohen Stand so günstig nicht als dem löblichen Stand Bern gewesen. Man habe in Basel die Meinung, wenn Solothurn an der Sache gelegen sei, so werde die Regierung selber Schritte zu tun wissen. Wenn nun der Rat an Basel das gehörige Sollicitations schreiben abgehen lassen möchte, so berichtete der Salzdirector weiter, so könnte auch beigefügt werden, daß an der Porten denen Fuhrleuten ein starkes Weggeld, als drei Sols per Fuder gefordert und hiermit die Fuhren hintertrieben werden. Im übrigen wäre von Nöten, daß Herr Wallier von Wendelstorf, der den Traktat mit den Herren Fermiers von Lothringen gemacht, das Geschäft dahin leiten und zu rekommandieren trachten möchte, daß doch die Führung recta auf Dorneck und nicht in Basel abzuladen befohlen würde. Dann es J. Gn. großer Nutzen sein würde, maßen die Fuhr aus Dorneck auf Basel fünf Wagen per Faß kostet, auch die Provision in Basel müßte bezahlt werden.

Nachdem so Rudolf referiert und seine Anträge gestellt hatte, erstattete der vielgereizte Ratschreiber Baß in seiner Eigenschaft als Sekretär der Salzdirection Bericht über den Weg von Bartenheim bis Allschwil. Der Rat konnte sich nicht entschließen, einem vom löblichen Stande Basel zu erwarten habenden Refus entgegen zu gehen und ein Gesuch um Herabsetzung des Salzzolls abzusenden. Dagegen wurde der Salzdirection aufgetragen, das Geschäft zu überlegen, zu beraten, was diesfalls am Wägesten und Nützlichsten sein möchte und die Einrichtungen darnach zu treffen.

Im März und im Mai des gleichen Jahres hatte sich der Rat damit zu befassen, daß Basel für 163 Faß Lothringer Salz mit der Bestimmung Solothurn einen Durchgangzoll von sechs guten Wagen per Stück und überdies  $5\frac{1}{2}$  Kreuzer Wagengeld beanspruchte. Man beschloß diesmal, ein Remonstrations schreiben an den Rhein zu senden. Zugleich nahmen die Solothurner Herren

mit Vergnügen davon Kenntniß, J. fürstl. Gn. des Bischofs von Basel Premier=Minister Baron Ramschwaag wolle mit Anerbietung eines leidlichen Zolls oder Weggeldes die Straße über Allschwil also einrichten, daß man künftig nicht mehr über Basel, sondern über Reinach das Salz haben könnte. Wallier von Wendelstorf wurde bezeichnet, um mit Ramschwaag die Verhandlung zu führen. Er wurde dahin instruiert, daß Solothurn an dem Bau der geplanten Straße sich gerne beteilige; auch sollte er trachten, zu vernehmen, was man vom Stück (Faß) fordern wolle.

Der Gedanke, die Straße über Basel aufzugeben, war keineswegs ganz neu. Vielmehr hatten die Fuhrleute längst herausgefunden, daß man Basel abfahren und damit die Lagerhausgelder sparen könne. Nachdem am 12. November 1727 Basel verfügt hatte, daß durch den Kaufhauschreiber vom Faß Salz sechs Wagen eingefordert und bezogen werden sollen, wird am 12. Juni des folgenden Jahres dem wohlweisen Herrn Bürgermeister amtlich hinterbracht, der Kaufhauschreiber habe elf Wagen mit 27 Faß Salz von St. Amarin über Allschwil kommend, durch seine ausgesandten Soldaten bei Binningen angetroffen, da sie an der Stadt vorbei längs den Gundeldingen nach Reinach fahren wollten. Die Fuhrleute seien angehalten und vor das Steinentor geführt worden. Die Kaufhausherren versammelten sich und ließen die Männer vor sich führen; sie hielten ihnen vor, was dies für ein Frevel sei, die ordinari Zollstätte abzufahren. Die Leute wiesen aber zu ihrer Rechtfertigung einen mit Nr. 72 versehenen Frachtbrief vor. Ihn hatte ein gewisser Meuret in St. Amarin ausgestellt, der auch die Fuhrleute bestellt und bezahlt und ihnen *expresse* befohlen hatte, neben der Stadt vorbeizufahren. Die Fehlbaren erklärten, es sei ihnen dies leid genug, maßen der Abweg allzu groß. Sei ein Fehler geschehen, so wollten sie in Gottes Namen ihr Salz in Basel abladen, man könne damit machen, was man wolle.

Auf ein Gutachten der Dreizehner Herren, denen der Bericht der Fuhrleute unterbreitet worden war, ließ die Lagerhausdirektion zwei der Wagen mit fünf Faß Salz samt dem c. v. Vieh und den Fuhrleuten anhalten und im Wirtshaus zum Hirzen einstellen. Am Nachmittag wurden wiederum 13 Wagen auf dem nämlichen Weg angehalten. Auch davon wurden zwei Wagen mit fünf Faß Salz samt Fuhrleuten und c. v. Vieh im Wirtshaus zum Bären einlogiert. In seinem Bericht an den Bürgermeister und die Räte über diese Angelegenheiten macht der Kaufhauschreiber besonders auch darauf aufmerksam, daß der erwähnte Frachtbrief bereits der 72ste ist, der mit Salz nach Reinach gesandt wird. Es erscheine damit klärllich, daß schon eine große Anzahl Salzfaß neben der Stadt vorbei müssen geführt worden sein. Darum wäre eine wünschenswerte Maßregel, so meint der Kaufhauschreiber, wenn der Befehl erteilt würde, daß ohne Zeitverlust bei Binningen wiederum einige Grendel, wie früher schon welche da standen, gesetzt und inzwischen durch die Soldaten vom Steinen- und Spalentor fleißig patrouilliert würde.

Ohne Zweifel haben die Kaufhausdirektoren mit Recht eine Umgehung der Stadt durch die Salzfuhrleute als eine stehende Einrichtung betrachtet. Ein Fuhrmann Jakob Schmid meldete im August 1728 dem Kaufhauschreiber Benedikt Socin, die Route südlich von der Stadt werde seit fünf Jahren benützt und es seien nach seiner Schätzung wohl tausend Fässer daselbst passiert worden. Ein Zoller und Speditor in Solothurn gab nach den Aufklärungen Schmid's die Fässer zu laden, und ein gewisser Meier in Dornach empfing sie.

So hatte Basel nicht gerade Grund, solothurnischen Salzfuhrleuten gegenüber sein erhöhtes Wagengeld herabzusetzen. Man darf vermuten, daß die Kenntniss von dem Weg, den viele Salztransporte fuhren, auch mitwirkte, als der Rat von Solothurn

darauf verzichtete, ein Schreiben um Verminderung der Gebühren nach Basel abgehen zu lassen (i. S. 91). Allein Basel konnte Erhebung eines höheren Zolles auch sonst begründen. Ursprünglich hatte man vom Zentner Salz sechs Kreuzer bezogen, von einem jechszentnerigen Faß also sechs Bagen. Bei diesem Saß war es geblieben, obwohl die Fässer immer größer und schwerer wurden. „Die lothringischen Fermiers machen die Faß fast noch so groß“ als zu der Zeit, da der Durchgangszoll festgesetzt wurde, wird im Jahr 1735 von Basel aus die Erhöhung der Gebühr gerechtfertigt.

Auf die Entdeckung dieser Nebenstraße über Binningen und Reinach folgte am 7. August 1728 der Ratsbeschluß, die Zoller zu St. Jakob und am Aeschentor hätten solche nach Solothurn fahrende Salzwagen anzuhalten und ins Kaufhaus zu weisen, wo man ihnen zehn Bagen Wagenzoll fordern werde. Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir, daß Basel die 1728 eingezogenen Fuhrleute und Pferde nach kurzer Zeit laufen ließ. Das Salz aber wurde zurückgehalten. Erst im August 1769 wurde es vom bischöflichen Salzschaffner Franz Anton Göz in Reinach in Empfang genommen. Doch sind „bei denen Transvasierungen die ächten Numeros verloren gegangen“ und es wurde bloß das Gewicht des vor vierzig Jahren konfiszierten Salzes zurückerstattet.

Das Studium, das die Solothurner Salzherren der Verlegung der Straße widmeten, führte bald zu festen Vorschlägen. Am 17. August 1729 hatte Junker Rudolf angebracht, aus Lothringen seien in Dornachbruck 800 Fäßlein Salz angekommen. Von ihnen lägen ein großer Teil aus Mangel des Logements, zwar bedeckt, unter der Linde. Es wäre sehr nützlich, in der Kammer Weinwil oder in Büberach ein Salzmagazin auszubauen, damit das Salz bei Verbesserung des Weges über den Paßwang bis nach Balstal könnte geführt werden, in Ansehen die Zölle bei weitem nicht so hoch steigen würden, als wenn man dasselbe durch das Baselibiet

führen sollte. Nun beauftragte der Rat die Salzdirektoren, das Vorhaben zu bewerkstelligen und die nötigen Befehle und Missiven ergehen zu lassen. Am 7. September traten die Herren demgemäß referierend vor den Rat. Sie legten ein ausführliches Memorial vor über die Anlage der Paßwangstraße. Was die Abhilfe für das im Freien liegende Salz betrifft, so beantragten sie den Bau eines Salzlagerhauses in Dornach an Stelle der Trotte in der Kanzlei. Dieser Vorschlag wurde in sessione angenommen. Dann wurde das Memorial verlesen und der weitere Auftrag erteilt, die Salzdirektion möchte einen Voranschlag über den Bau der Straße ausarbeiten, „was für Magazine und Ablag ohne Ankauf einiger Häuser vonnöthen oder gemiethet werden sollte, wie viel eint und anderes, absonderlich aber die Wegseinrichtung über Paschwang kosten möchte.“

Auch dies scheint beförderlich geschehen zu sein. Die Solothurner Ratsmanuale, aus denen diese Angaben zum Teil wörtlich geschöpft sind, enthalten darüber nichts. Doch schon im Dezember des nämlichen Jahres vernimmt man, die Gemeinden Breitenbach und Bülserach hätten die am Bau der Straße ihnen zuge dachte Arbeit anfänglich verweigert, danach aber, als niemand mehr zugegen, die besagte Arbeit just dem Befehl zuwider gemacht. Und zwar wird diese Klage vorgebracht vom Ratsherrn Tugginer im Auftrag seines Schwagers, des Bauherrn und Ingenieurs Urs Josef Sury, dem die Pläne für die neue Straße und deren Bau waren anvertraut worden. Der Vogt von Thierstein wurde angewiesen, die widerhaarigen Schwarzbuben, wenn sie nicht klein bei gäben, zu türmen und dem Rat über deren Verhalten zu berichten. Tagwennern und Bedürftigen aber, die an der Straße fronungsweis arbeiten, sei im Tag ein Plappart für Brot zu verabreichen. Noch im November ging den Bögten von Gilgenberg und Thierstein die Weisung zu, sie möchten ihre Amtuntertanen zu Fronungen für die

neue Straße auch weiter als bloß im Gemeindegebiet verwenden, da die in der Kammer Beinwil solches Amt allein zu vollführen nicht genugsam wären. Die Aufgabe der Fronarbeiter bestand darin, auf Anweisung des Bauherrn Sury an der neuen Straße die ausgesteckte Weite sorgsam zu machen, die Erde aufzuheben, den Boden mit großen und anderen Steinen zu verfüllen und gleichwohl einen fatten und dauerhaften Weg zu machen.

Von Schwierigkeiten mit Expropriationen und dergleichen ver-  
nimmt man bei diesem Straßenbau wenig. Einmal ist davon die Rede, daß die Verbesserung der Straße auf dem Feld zu Müm-  
lismwil durch einige Aecker durchgehe und den Eigentümern der Schaden vergütet werden müsse; ein andermal, daß in Büberach ein kleines und schlechtes Häuslein müsse erkaufte und geschliffen werden. Nicht ganz leicht kam man dagegen ins Reine mit dem hochwürdigen Koadjutor Augustinus zu Beinwil. Dieser geistliche Herr bestürmte den Rat und dessen Kommission mit Klageschreiben, daß man die neue Straße unten im Tal dem Lüffelstüßlein entlang führen und nicht der alten Richtung folgen wolle, wobei das etwa 25 Meter über der Talsohle gebaute Kloster an den Weg wäre zu liegen gekommen. Als man mit Recht von dieser Einrichtung, die eine verlorene Steigung ohne jeden vernünftigen Grund geschaffen hätte, nichts wissen wollte, erbot sich der Koadjutor sogar, die obere Straße in des Klosters eigenen Kosten einzurichten. Auch dies vergebens. Wenig größern Erfolg hatte einige Jahre später im Februar 1734 der in Beinwil begüterte Brigadier Besenval. Dieser glaubte eine Entschädigung beanspruchen zu dürfen dafür, daß die Zufahrten zu einer neu gebauten Brücke durch seine Matten sollten geführt werden. Bis dahin war man durch, nicht über den Bach gefahren an einer andern Stelle als wo jetzt die Brücke stand. Besenval sprach darum die Hoffnung aus, man werde ihn wie andere ansehen und einen billigen Abtrag schöpfen. Der Rat ent-

schied, die Straße werde so ausgeführt, wie sie ausgesteckt sei. Wenn sich nachher jemand zu erklagen hätte, so werde sich die Behörde nicht hinter den Schrank stellen. Was für praktische Folgen dieser Bescheid hatte, ist unbekannt.

Merkwürdig ist der Umstand, daß zwei mit dem Bau der Straße in Beziehung stehende, für jene Zeit nicht unbedeutende Arbeiten in den amtlichen Berichten nur beiläufig erwähnt werden: der Bau der Langen Brücke oberhalb Erschwil und die Entwässerung der Sümpfe beim Dürrenast, in der Gegend des heutigen Neuhäusleins.

„Lange Brücke“ heißt heute noch eine Felschlucht etwa 2 Kilometer oberhalb Erschwil im Walde. Sie ist so eng, daß in ihr nur der Bach Raum findet. Darum stieg der alte Saumpfad hinauf bis zur Höhe der Titterten auf dem rechten Lüsseluser, und jenseits, flußaufwärts, wieder hinunter in die bewohnte Talsohle. Diese falsche Steigung vermied Sury dadurch, daß er der Länge nach über den Bach etwa 30 Meter lang eine Brücke wölbte. Dieses Werk wurde als wahres Wunder angestaunt. So schreibt noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in den „Gemälden der Schweiz“ der biedere Strohmeier: „Da . . . scheinen auf einmal hohe senkrechte Felsmauern den Weg zu verammeln, die 225 Fuß fortlaufend und kaum 10 Fuß von einander stehend einer Straße zur Seite des Flusses nicht Raum lassen. Nach dem Plan des Bauherrn Sury wurde bei Anlegung der neuen Straße über den Paßwang in dieser Felsenschlucht über die Länge des Flusses eine 120 Fuß lange Brücke künstlich hineingebaut. Kaum bemerkt man das in den Engpaß hineingezwangene merkwürdige Werk, welches den Namen Lange Brücke führt.“

Jakob Schnez der Jüngere, Maurer ab Rüttinen, der die „lange Gluz-Brücke am neuen Weg im Beinwiler Thal“ im Verding zu machen über sich genommen, damit aber im Schaden zu liegen vermeinte, bat im Juli 1733 den Rat von Solothurn, er

möchte doch durch unparteiische Meister das Werk und die Arbeit besichtigen und den Schaden schätzen lassen. Die Kommissarien zu der Straße berichteten aber, er habe den Verdingakkord nicht beobachtet und man habe ihm darum 60 Pfund einbehalten. Da beschied ihn der Rat, er solle das Ermangelnde währschaft machen, sonst werde es auf seine Kosten besorgt werden. Wiederholt noch wendete sich Schnez mit seinem Anliegen an die Behörde. Die Herren Kommissarien wiesen aber entgegen seiner Behauptung, daß er die Brücke, wie sie ihm aufgesteckt worden, verfertigt habe, nach, daß er dies keineswegs gethan, sondern nach seiner Kommllichkeit gehandelt. Da wurde er mit seinem Begehren für ein- und allemal abgewiesen.

Nicht einmal so viel erfahren wir von der Verlegung des Sträßchens beim Dürrenast. Der ursprüngliche Weg folgte von der Stelle beim Hof Grütt, ungefähr wo das Bogental und das Tal des vom Buchenhof niederkommenden Wassers zusammentreffen, dem schwachen Rinnjal des letztern Baches. Wo jetzt eine Art Talkessel sich weitet, lag damals ein Sumpf. Ein am Ende des 16. Jahrhunderts ergangener Bergsturz, dessen Spuren am Roten Grütt auf der linken Talwand noch deutlich zu sehen sind, hatte, wie weiter vorn erwähnt, die Gewässer gestaut. Gleichzeitig mit dem Bau der auf hohem Damm angelegten neuen Straße, die jetzt dem Abhang der linken Talseite entlang aufwärts geführt wurde, entwässerte man den Sumpf und gewann so eine weite Strecke fruchtbaren Landes.

Mit Anfang 1732 scheint die Straße, soweit der Uebergang über den Paßwang in Betracht kommt, fertig gestellt gewesen zu sein. Weil sie durch Ablassung des Holzes im Rodiseggberg verschleipfet und verderbt wird, weist der Rat den Vogt von Falkenstein an, alles Holzen in gesagtem Rodiseggberg sowohl ob als unter der Straß allerdinge und bei höchster Strafe und Ungnad zu verbieten.

Nicht lange dauerte es, so fingen für Solothurn auch die Schattenseiten des Juraübergangs an merkbar zu werden. Im Jahr 1736 meldete der Vogt von Dornach, es sei eine große Quantität Salz aus Lothringen für Bern über Dornach und den neuen Weg geführt worden. Zoll oder Weggeld aber habe man dafür nicht bezahlt. Darauf beschloß der Rat, von denen durchfahrenden Waren und Salz keinen Zoll, wohl aber einen Batzen Weggeld vom Wagen zu fordern.

Noch immer hing aber die Paßwangstraße mehr oder minder in der Luft. Die Fortsetzung nach dem Bistum ließ trotz den Versprechungen Ramschwaags noch immer auf sich warten. Bei einer Konferenz zwischen dem bischöflichen Conseiller Decker und dreien solothurnischen Delegierten wegen Fortsetzung der Straße durch die Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck wurde mitgeteilt, der Bischof sehe sich leider wegen Geldmangels außer Stande, die Sache selbst vorzunehmen; er überlasse es aber dem löblichen Stand, zu veranstalten, daß für dieses Mal „an den nöthigsten Orten die Verbesserung zur Einrichtung dieser Straß“ geschehe. Das ausgegebene Geld könne entweder am Salzzoll durchgestrichen oder gar refundiert werden. Am besten wäre es, die Straße durch das Französische über Blozheim zu führen. Auf diese Weise würde gegen den Weg über Burgfelden eine gute Stunde gewonnen. In Solothurn zeigte man sich über diese Ausichten wenig erbaut. Man hatte nicht verhofft, von durchgeführtem Salz einen Zoll zu zahlen schuldig zu sein und kam schließlich überein, daß der Zoll über die neue Straße beidseitig also eingerichtet werden solle, damit die Fuhrleute mehr angezogen als abgetrieben würden.

Nicht ohne Sorgen hatte man alle die Zeit her in Basel das Entstehen der Straße über den Paßwang verfolgt. Es scheint nicht bloß die Furcht vor materiellem Verlust gewesen zu sein, die diese Sorgen weckte, sondern noch viel mehr Bedenken politischer Natur.

Man hielt bei uns vielleicht in allzu schwarzzeherischer Stimmung den Stand Solothurn nicht für den einzigen Urheber und Förderer der Straße. Man war zu dieser Zeit in Basel ohnehin in banger Sorge wegen Erweiterung der Hünninger Befestigungen. „Das vorhabende Fortifikations-Ertenjum zu Hünningen,“ liest man in einem Brief des Stadtschreibers Franz Christ vom Sommer 1731, „und die Straß durch das Solothurnische kommen m. gn. H. u. D. und der ganzen Burgerschaft je mehr und mehr bedenklich vor . . . Viele halten dafür, daß Eins mit dem Andern kombiniirt sei und daß sowohl in Erweiterung der Fortifikation als Vervollfertigung des Weges ein Zweck walte und es von Seiten Frankreichs dahin abgesehen, sich besser zu Hünningen zu setzen und mit den katholischen Schweizern näher zu verbinden.“ Auf der Tagung zu Baden im Juli 1731 gelang es den Basler Gesandten Samuel Merian und Johann Rudolf Fäsch, auch die Vertreter von Bern und Zürich für ihre Sache zu erwärmen. Diese gaben zu, daß ihnen die Angelegenheit ursprünglich nicht so bedenklich erschienen hatte, wie anjeko bei Anhörung der baslerischen Bedenken und bedauerten, daß man sie connivendo so weit habe kommen lassen. Wie aber zu remedieren, da sei guter Rat teuer. Man zog auch den kaiserlichen Abgesandten ins Geheimnis, kam aber auch mit seiner Hilfe über die Erkenntnis nicht hinaus, daß man diesmal zu spät aufgestanden sei.

Eins konnte man freilich thun, um den Verkehr der alten Straße über den Obern Hauenstein zu erhalten. Man konnte diese, die längst in kläglichem Zustande war, fahrbar einrichten. Das geschah in den 1730er Jahren, wie man des genauern in den ersten Nummern der Basler Zeitschrift 1901 einem Aufsatz Dr. Burckhardt-Biedermanns entnehmen mag. Weiter wandte sich im September 1735 Basel an Bern mit der Aufforderung, jetzt nicht den neuen Solothurner Weg für die Salztransporte aus Lothringen zu

Benützen, sondern auch im finanziellen Interesse des Mitstandes beim Hauenstein zu bleiben. Gleichzeitig erhielt Bern eine sehr beträchtliche Reduktion des Salzzolles. So hatte der Bau der Passwangstraße mitgeholfen zur höchst notwendigen Verbesserung des Uebergangs über den Hauenstein. Der Umstand, daß der Bischof die nördlichen Zugänge nicht rechtzeitig anlegte, gewährte den Baslern eine Frist, um ihre alten Kunden an sich zu fesseln und ohne großen Schaden sich aus der Angelegenheit zu ziehen.

Außerordentlich lohnend wäre es, noch einige andere Streitpunkte, die zu dieser Zeit der Spannung zwischen Basel und Solothurn den Ratsherren hüben und drüben zu denken gaben, in diesem Zusammenhang zu erörtern. Doch der geneigte Leser ist schon so lange aufgehalten worden, daß wir mit kurzen Andeutungen uns begnügen müssen. Besonders viel böses Blut machte ein Handel, der sich wiederholt mit der Angelegenheit der neuen Straße kreuzte, weil die nämlichen Personen dabei beteiligt sind, aber eigentlich von ihm unabhängig und ganz selbständig ist. Um die Zeit, da wegen Erhöhung des Durchgangszolles in Basel die Solothurner Klage führten, suchte der genannte solothurnische Ratschreiber Baß in seiner Eigenschaft als Sekretär der Salzdirektion zwei Kisten mit verrufenem Geld in Basel umzuwechseln. Es waren angeblich Münzen, die beim obrigkeitlichen Salzverkauf eingegangen waren, und im ganzen 1490 Kronen. Ein solcher Wechsel aber ging gegen die Vorschriften, von denen man freilich in Solothurn behauptete, sie seien erst erneuert worden, nachdem Baß das schlechte Geld versucht hatte anzubringen. Auf Grund dieser Vorschriften wurde das Geld im Kaufhaus verarrestiert und dem Fisco zuerkennet.

Das Verhalten Basels wurde in Solothurn als sehr hart empfunden. Doch behielt man genug kaltes Blut, um den Entwurf zu einem Beschwerebrief, den Baß dem Räte vorlegte, als „in einigen terminis zu stark“ zur Umarbeitung zurückzuweisen.

Am 9. Februar 1731 wurde von den Berner Schultheißen v. Erlach und v. Steiger der Entwurf eines Schreibens an Basel den Solothurnern vorgelegt; Herr alt Schultheiß Sury v. Steinberg rühmte davon, es sei „in solchen glimpflichen terminis begriffen, daß Ihre Gnaden daselbe pro bono pacis annehmen könnten.“ Mit Stimmenmehrheit wurde es zur Versendung angenommen. Als aber Baß es in seiner Kanzlei ruhig überlas, so sah er, daß er eigentlich persönlich als Sündenbock den Baslern dargestellt werde, während er nur die Aufträge seiner Herren ausgeführt hatte. Er befand den Brief „seiner Ehre und gutem Leumund zu nahe tretend.“ Wiederholt mußte er vor den Räten vorstellig werden, bis man beschloß, das Projekt-Schreiben nicht abzuschicken und das Geschäft einstweilen in suspenso zu lassen. Die Kanzlekrisis war beschworen.

Aber das war nicht die einzige Folge des Streites um das Salzgeld. In der gleichen Sitzung des Solothurner Rats, am 31. Oktober 1730, wo man in der Sache pro ultimo ein Schreiben an Basel beschloß, wurden zwei Mitglieder beauftragt, „zusammenzutreten und über die von den Herren Birsvögten eingesandten Gülden und Güter, welche die Baslerischen Herren von Bürgern und Untertanen in solothurnischen Landen aufgerichtet und anerkaufte, ihre Gedanken zusammenzubringen und selbe dem Landschreiber zu eröffnen.“ Damit beginnt eine obrigkeitliche Jagd auf baslerischen Besitz im Solothurnischen, der um so weniger ritterlich aussieht, als Basel keinerlei Möglichkeit fand, an solothurnischem Gut auf seinem Gebiet sich schadlos zu halten. Auf die Anfragen des Rats antwortet z. B. der Landvogt auf Farnsburg u. A.: „Die Solothurnischen besitzen in m. gn. H. Gebiet zu Anwil nichts.“ Dagegen konnten jene beiden Ratsdelegierten in Solothurn am 8. November 1730 mitteilen, „daß ein gewisser Herr Frey aus Basel ein ansehnlich Gut in der Herrschaft Dorneck zu Ruglar

und Pantaleon besitze und sonst sehr gute Gülden in die Stadt Basel gehörig seien; auf welches verschiedene Gedanken, wie man sich wegen bewußtem verarrestiertem Geld erholen könne, auf die Bahn kommen."

Diese Gedanken erhielten bald eine sehr praktische Bedeutung. Solothurn wärmte eine alte Verordnung vom Jahr 1657 auf über die Fähigkeit Fremder, Land zu besitzen. Auf Grund dieses Erlasses werden im Frühjahr 1733 die im Solothurnischen begüterten Basler, voran steht Meister Frey, benachrichtigt, daß sie bis nächste Ostern ihre Güter verkauft haben müssen, ansonst sie ihnen versteigert würden. Noch auf längere Jahre hinaus spielt diese Geschichte. Mit ihr läuft parallel ein ähnlicher, für das Verhalten der beiden Mitstände in jener Zeit bezeichnender Handel. Solothurn hatte im August 1709 dem Basler Handelsmann Hans Jakob Imhoff eine Quantität Fuzils, die er in Frankfurt erkaufte und nacher Echalens in der Schweiz senden wollen, unterwegs zu seinem höchsten Ruin als Kontrebande konfisziert; zudem war nach Angabe Solothurns die Ware unter falschem Frachtbrief gereist. Wiederholt kommt Basel auf die Ansprüche seines Bürgers und nach dessen Tod auf die von dessen Erben zu sprechen. Solothurn bot erst unbedeutende, dann höhere Summen an. Endlich, am 27. August 1745 wurden die beiden Kisten mit dem konfiszierten Gelde dem Schwager des in der Zwischenzeit zum Ratsherrn vorgerückten Baß, dem Landvogt Gerber zu Dornach, Thierstein und Gilgenberg ausgehändigt gegen eine von Solothurn an die Witwe Imhoff geb. Vinder zu bezahlende Entschädigung von 100 Dublonen = 500 Kronen.

Weiter ließe sich als Beleg für die Reizbarkeit der Gemüter hüben und drüben vom Jura in jenen Jahren der unerquickliche Streit um die Grenze an der Wannensfluh anführen. Ferner kann erinnert werden an den Hünninger Lachsfangstreit, wo das Recht

doch unbestrittenermaßen auf Seiten Basels lag, Solothurn aber willenlos nach den Wünschen des französischen Ambassadors de Marianne sich richtete (vergl. Karl Wieland im Basl. Jahrb. 1889, S. 57 ff.). Auch Ochs hält dieses gespannte Verhältnis für der Erwähnung wert. Er schreibt (VII, 511): Der Merci'sche Durchzug lag bei der französischen Ambassade in Solothurn immer noch in großsüchtigem Andenken, und die Solothurner und andere Kantone stimmten den französischen Klagen bei.

Wenn hier diese Streitigkeiten erwähnt wurden, so erinnern wir uns mit doppeltem Vergnügen der guten Nachbarschaft, die die Nachkommen der damals feindlichen Brüder heute mit einander pflegen. Wir Basler gedenken mit Freuden der erhebenden Festtage, die wir 1899 unter Dornachs Mauern und zu Solothurn mitfeiern durften, und wir sind stolz darauf, daß neben den offiziellen auch viele nicht offizielle Besucher aus Solothurn den Heinrichstag 1901 mit uns festlich begingen.

Doch kehren wir zurück zu unserem eigentlichen Thema. Als bleibendes Zeichen jener haderreichen Zeit besteht die Paßwangstraße. Sie darf um so eher ein geschichtliches Denkmal genannt werden, als sie seit der Zeit ihres Baues im großen und ganzen keine Veränderungen erfuhr. Dies ergibt sich aufs deutlichste aus einer Vergleichung der heutigen Straße mit Landkarten, die den Bestand von 1730 bis 1731 wiedergeben. Die öffentliche Bibliothek in Basel bewahrt in Mappe A 8 ihrer Kartensammlung u. a. ein Blatt mit viele Zeilen langem Titel, das außer der Paßwangstraße auch die damit in Verbindung stehende erst in den 1740er Jahren vollendete der Birz entlang laufende Straße durch das Bistum darstellt, jenes Werk der Bischöfe Jakob Sigismund von Reinach und Josef Wilhelm Rind von Baldenstein, das Professor Buxtorf in seiner Birzreise als *opus plus quam Romanum* preist.

Die Karte ist von Hand sehr sauber gezeichnet, leider nicht datiert. Die Straße betritt, aus dem Sundgau kommend, bei Allschwil bischöfliches Gebiet. Bei Oberwil geht sie zwischen der Basler Grenze und der baslerischen Exklave Biel-Benken hindurch nach Reinach und Aesch, dann der Birz entlang auf deren linkem Ufer bis unterhalb Grellingen. Hier überschreitet sie den Fluß. Sie folgt ihm noch bis Zwingen. Von diesem Ort an verschwindet die Birz aus der Karte; es bleibt nur noch die Lüffel als Leitfaden der Paßwangstraße. Diese geht über Brislach und „Breitenberg“ (das durch ein auf einem Hügel stehendes Schloß bezeichnet ist) nach Büßerach, wo sie das linke Ufer des Flusses gewinnt. Schon unterhalb Erschwil führt eine weitere Brücke auf das rechte Ufer. Unmittelbar über Erschwil bemerkt man Schloß „Dirstein.“ Nun bleibt die Straße auf der rechten Seite des Baches, bis dieser bei „Kloster Beinwil“ verschwindet. Auf der nördlichen Seite des Weges steht „Zum düren Aft,“ weiter oben auf der südlichen ist bei zwei Häusern „Paßwang“ angemerkt. Die Strecke Dürrenast-Mümliswil, durch Tuschschattierung fürchterlich gemacht, trägt die Inschrift „der in Felsen ausgehauene Weg“ nördlich von der Straße, während südlich steht „Paßwanger Berg.“ Uebereinstimmend nennen manche ältere Karten die von der Hohen Winde zum Paßwang ziehende Felsenkette Paßwang. Wie zur Vergleichung ist auf der nämlichen Karte die alte Route über den oberen Hauenstein eingetragen. Auch hier gibt es bloß einen Wasserlauf, dem die Straße folgt. Er ist bezeichnet als Hilstenfluß und fällt bis Liestal mit der Ergolz, von da bis über Wallenburg hinaus mit der vorderen Frenke zusammen. Merkwürdigerweise erwähnen gerade ältere Karten die Lange Brücke nicht. Sie tritt erst in verhältnismäßig modernen Werken auf.

Im ganzen stimmt der in dieser Karte wiedergegebene Weg mit der heutigen Paßwangstraße überein. Einzelne Abweichungen dürfen uns nicht irre machen. Wenn z. B. der Weg von Zwingen

bis Büberach auf dem linken Ufer der Rüssel läuft, entgegen dem jetzigen Tatbestand, so dürfen wir daraus kaum schließen, daß die Straße dort ursprünglich nicht so lief wie heute. Der Dürrenast und die Paszwanghäuser standen auch erwiesenermaßen seit 1730 so zu der Straße wie jetzt und doch zeigt sie die Karte verkehrt. Auch die mangelhafte Orthographie mancher Eigennamen mag darauf hinweisen, daß solchen Karten nur ein bedingter Wert zukommt und daß man Unrecht täte, von ihnen die Genauigkeit eines modernen Blattes zu fordern.

Zum Glück für Basels Verkehr hatte in den ersten Jahren nach Vollendung der Paszwangstraße wie erwähnt die bischöfliche Regierung nichts gethan, um die Durchfuhr der Güter über diese neue Straße zu erleichtern. Dies bot der Stadt eine Frist, während der sie daran arbeiten konnte, das drohende Unheil abzuwenden. Zunächst wurde die Straße über den Oberen Hauenstein wieder in Stand gestellt (s. oben). Weiter gewährte Basel verschiedenen Kantonen namhafte Zollerleichterungen. Sogar für Solothurn wollte man in dieser Hinsicht Milde walten lassen. Lautet doch die Instruktion für die baslerischen Vertreter an einer Konferenz zwischen Bevollmächtigten der beiden Nachbarstände am 11. September 1735 in Langenbruck über verschiedene streitige Punkte, wenn Solothurn auf der Ermäßigung des bestehenden Salzzolles bestehen sollte, so könnten die baslerischen Herren Deputierten alle Hoffnung machen, daß dieser Zoll auf eben dem Fuß, wie lezthün gegen dem löblichen Stand Bern geschehen, gesetzt werde, und hätten die Sache ad referendum et recommandandum zu übernehmen. Weiter verfolgte den Zweck, der alten Völker- und Handelstraße über den Jura ihren Verkehr zu erhalten, ein neuer Zolltarif mit dem Haus Oesterreich von 1733. Dieser stellte für Oesterreich günstige Zollaufsätze fest, wogegen die Regierung des Hauses Oesterreich sich verpflichtet, den Warenverkehr aus ihren Landen so viel als möglich

über Basel zu leiten. Lagen dann nach Süden bestimmte Güter der österreichischen Händler einmal im Kaufhaus zu Basel oder bei einem Basler Spediteur, so mag auf irgend eine Weise dafür gesorgt worden sein, daß sie nicht über den Paßwang, sondern über den Hauenstein ihrer Bestimmung entgegengeführt wurden.

Basels Bemühungen, der neuen Straße den Verkehr abzugraben, scheinen nicht erfolglos gewesen zu sein. Man darf dies mit Fug daraus schließen, daß Klagen über empfindliche Schädigung der Stadt durch den neuen Zustand der Dinge ausblieben. Auch erklärt es sich genügend durch den Umstand, daß die Paßwangstraße über ein Jahrzehnt lang nach Westen als Stumpengeleise endigte. Interessant ist, daß in einer Kopie der vorn beschriebenen Karte aus dem Jahr 1773, die jene lange Legende gekürzt wiedergibt, eine Stelle in erweiterter Form auftritt. Anstatt der Worte „stoßet der neue Weg . . .“ heißt es hier: „stoßt gedachte nun nicht mehr stark besuchte neue Straße an die königlich französische Landschaft Sundgau.“

Die jetzt bestehende, in den 1730er Jahren gebaute Paßwangstraße bedeutet freilich einen gewaltigen Fortschritt gegenüber ihrem Vorgänger, dem unbequemen und beschwerlichen Fußpfad durch die Kammer Weinwil. Dies wurde namentlich für die Lange Brücke anerkannt, die man noch heute als ein achtungswertes Werk damaliger Ingenieurkunst schätzt. Aber die Straße hat daneben auch genug Nachteile. Man braucht nur ein einziges Mal das Tal hinauf oder hinunter gefahren zu sein, um sich von den vielen verlorenen Steigungen und dem häufig gefährlich steilen Gefälle zu überzeugen.

Diese Nachteile empfanden von jeher die Talbewohner, und Urs Peter Strohmeyer in seiner weiter vorn schon benützten in den Gemälden der Schweiz (Bd. X) enthaltenen Beschreibung des Kantons Solothurn äußert sich (S. 36) im Jahre 1836 unwirsch wie

folgt: die Straße über den Paßwang „steigt an vielen Orten über 20 % und ist unstrittig die schlechteste Kommunikationsstraße der Schweiz . . . . Es scheint, man habe bei dem Bau dieser halzbrechenden Straße die höchsten Joche und die unschicklichsten Stellen geflissentlich ausgewählt, um sie da durchzuführen.“ Solche Klagen dauern bis in die unmittelbare Gegenwart. Eine Einsendung in einem Solothurner Blatt vom Januar 1902 lautet: „Daß das Schwarzbubenland in Bezug auf Behandlung von oben herab das solothurnische Tessin ist, unterliegt keinem Zweifel. Wie oft schon ist reklamiert worden wegen den schlechten Straßen. Genügt hat es so viel, daß unsere geplagten Fuhrmannen fast durchgehends neue Wagenräder machen lassen müssen, damit die starken Steigungen und Hügel an unseren Straßen ‚eben gefarrt‘ werden können. Bis aber die Paßwangstraße vom Neuhäuslein bis Büßerach auf diese Art besser wird, flucht noch mancher Fuhrmann und gibts noch viel Unglück.“

Weniger Anlaß zu Aussetzungen bietet die Straße am Südhange des Berges. Hier ist ihr Verlauf gegeben, und es ist anzunehmen, daß der Weg von 1531 im ganzen mit dem jetzigen Sträßchen zusammenfällt. Langsam senkt es sich zuerst von der Paßhöhe der Berglehne des Rodisegg entlang ein gutes Stück durch Wald nach Osten, um dann sich nach Süden zu wenden und durch die Obstgärten und sauberen Gehöfte von Reckenien das Dorf Mümliswil zu erreichen. Die Straße hat auf dieser Seite ein gleichmäßiges Gefälle. In Schneewintern fährt die liebe Jugend der Paßwanghöfe ohne Aufenthalt im Schlitten von hier oben bis vor die Kirchentür zur Christenlehre und braucht fünf bis sieben Minuten für eine Strecke, die einen rüstigen Fußgänger abwärts fünfzig, aufwärts siebzig Minuten und manchen Schweißtropfen kostet.

Der Ruf des Paßwang und seiner Umgegend braucht bei Touristen und Naturfreunden Basels nicht erst geschaffen zu werden.

Denn sie kennen genügend den Zauber dieser Landschaft, den Glanz dieser herrlichen Ausichten. Weniger bekannt dürften in weiteren Kreisen die geschichtlichen Erinnerungen sein, die sich an diese Gegend knüpfen, und die politischen und Verkehrsverhältnisse, denen die Straße über den Paßwang ihr Entstehen verdankt. Wenn es dem Verfasser gelungen ist, durch diesen Aufsatz auch bei den Geschichtsfreunden das Interesse für diese Gegend geweckt und ihr vielleicht neue Liebhaber gewonnen zu haben, so ist sein Zweck erreicht.

